

PART I

Übersetzen

Mensch und Text in der Sprachfremde: *overt* und *covert*

Werner Koller (Bergen)

1 *Mit* oder *in* mehreren Sprachen leben

„Das Leben mit mehreren Sprachen“ (so lautet der Untertitel des Symposiums): Eigentlich ist das in einem nicht-metaphorischen Sinn nur auf Menschen, nicht auf Texte anwendbar; ich möchte aber zeigen - vielleicht etwas gewagt und ziemlich essayistisch -, dass es Parallelen gibt zwischen dem Verhalten von Menschen und Texten (Übersetzungen) in der Sprachfremde. Parallelen, die ich festzumachen versuche am *overt-covert*-Konzept von Juliane House. Zuerst zu den Menschen, genauer: einem Menschen, nämlich mir selbst: Ich lebe in Norwegen mit mehreren Sprachen: Norwegisch natürlich, aber auch deutsch, schweizerdeutsch, manchmal englisch, eher selten französisch; und sieht der Kellner in der Pizzeria südländisch aus, lasse ich es mir nicht nehmen, auf italienisch zu bestellen (was manchmal nicht ohne Peinlichkeit ist). Damit sei angedeutet, dass „*mit* zwei oder mehreren Sprachen *leben*“ sehr weit verstanden werden kann. Selbst wer Englisch nicht oder nur rudimentär beherrscht, lebt *mit* dem Englischen: in der Werbung, in den Angloamerikanismen der Alltagssprache, im englisch-amerikanisch geprägten Deutsch von originalen oder übersetzten Texten.

Enger gefasst werden könnte „mit mehreren Sprachen leben“, wenn man nur die Sprachen gelten lässt, die in Alltags- und Berufsleben eine substantielle lebenspraktische Rolle spielen: in meinem Fall also das Norwegische und das Deutsche (in seiner schweizerdeutsch-dialektalen und seiner standardsprachlichen Form). Wenn wir die Substanz dieser Mehrsprachigkeit, dieses „mit mehreren Sprachen leben“, existentiell - kritisch könnte man sogleich anmerken: sprachmetaphysisch aufgeladen oder gar überladen - interpretieren, so wäre das *mit* zu ersetzen durch ein *in*. Im Blick auf meinen eigenen Fall (und vor dem Hintergrund meiner Spracherfahrungen) bin ich davon überzeugt, dass ich zwar mit einer ganzen Reihe von Sprachen, aber in einem existentiellen Sinn nur im Deutschen und Norwegischen lebe. Das „*in*“ impliziert, dass man nicht nur in einem bestimmten Land, in einer Landschaft, in einem Stadtteil, in einer bestimmten sozialen Situation, in seinem Körper usw. lebt, sondern eben auch: in einer Sprache - im Fall der gelebten Bilingualität: in zwei Sprachen. Und wie man fragen kann: Wie lebt es sich in Ihrem Hamburger Stadtteil? - so müsste man auch fragen können: Wie lebt es sich in Ihrer Sprache? In Ihrem Englisch? In Ihrem Deutsch? „Wie geht es Ihnen sprachlich?“ wäre dann eine ebenso legitime Frage wie „Wie geht es Ihnen gesundheitlich?“ - und dies umso mehr, als ein Zusammenhang bestehen dürfte zwischen der psychischen und vielleicht auch physischen Gesundheit und der „sprachlichen Gesundheit“.

2 Gelebte Bilingualität

Die Frage, wie man *mit* mehreren Sprachen lebt, ist - fassen wir sie in ihrer instrumentellen Ausrichtung - sicher einfacher anzugehen als die Frage, wie man *in* einer Sprache lebt. Diese kann nämlich, mit ihrer sozial- und individualpsychologischen, aber auch kognitiven Dimension, empirisch nur mit Hilfe von Sprachbiographien, die mittels Tiefeninterviews erarbeitet werden, von teilnehmender Beobachtung, Selbstbeobachtung und -analyse behandelt werden: Sprachbiographien und Sprachbeobachtung von Menschen, die in der Mehrsprachigkeit leben. „In einer Sprache leben“: Damit ist gemeint, dass Sprache für Individuen und Gruppen nicht nur als Verständigungsmittel dienen, mit dem man Alltags- und Berufsleben bewältigt oder der man einfach ausgesetzt ist, sondern dass Sprache - wie Landschaft, Gerüche, Geräusche, Familie, Traditionen verschiedenster Art, Sitten und Gebräuche, Umgangsformen, Körpersprache - unser Selbst mitprägt und dieses zugleich zum Ausdruck bringt, uns zu dem macht, was wir unverwechselbar - und zugleich verwechselbar - sind: in unserer Individualität wie auch unserer Zugehörigkeit zu Gruppen, mit denen wir diese Prägungen teilen. Wer *in* zwei verschiedenen Linguakulturen lebt, muss zwei Sprachleben, zwei Lebenssprachen unter einen Hut bringen: Denn auch in dieser Verdoppelung ist man nur *ein* Mensch. An diesem Punkt könnten wir den Schritt vom Menschen zur Übersetzung machen: unter Verweis etwa auf Friedrich Schleiermachers „Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens“ (1813), wo von der „bildenden Kraft der Sprache“ die Rede ist, und davon, dass „niemanden seine Sprache nur mechanisch und äußerlich gleichsam in Riemen anhängt“ (60), *niemandem*: weder Menschen noch Texten.

Sprachgebrauchsuntersuchungen in mehrsprachigen Gesellschaften beschäftigen sich oft nur mit dem - natürlich sehr wichtigen - „mit“-Aspekt: Es wird abgeklärt, wie sich der Gebrauch von zwei oder mehr Sprachen auf verschiedene soziale und situative Domänen (Sprachgebrauch in der Familie, mit Freunden, Nachbarn, im Lebensmittelgeschäft, am Arbeitsplatz etc.) verteilt, wie man also mit seinen Sprachen in einem mehrsprachigen Kontext zurecht kommt. Spracherfahrungen in einem tieferen, existentiellen, identitätsbezogenen Sinn werden dabei nur am Rande berührt - etwa wenn Fragen gestellt werden wie: In welcher Sprache denken, träumen, schimpfen, fluchen, trösten - vielleicht sogar: lieben Sie? Oder wenn man sich Spracheinstellungen zuwendet - und den Einstellungen zu ihren Sprechern, den Stereotypen über Gruppen, Ethnien, Nationen.

In zwei oder mehr Sprachen leben: Das heißt - um etwas konkreter zu werden -, dass man seinen *Lebensschwerpunkt* nicht im Durchschnitts- oder Normalfall der *einen* Sprache und der *einen* Kultur hat (mit Monolingualität meine ich natürlich nicht sprachliche Homogenität, und ich rede auch nicht von Monokultur, sondern von Kultur in ihrer sozialen, ökonomischen und kulturellen Differenziertheit und Schichtung), sondern im Spezialfall der *gelebten Bilingualität*. Wie dies für mich selbst gilt: Ich habe nicht *einen*, sondern zwei sprachliche, kulturelle, soziale und emotional-intellektuelle Lebensschwerpunkte (Norwegisch und Deutsch, Norwegen und die Deutschschweiz - wobei die Unterschiede weder überschätzt noch unterbewertet werden sollten); ich lebe ein sprachliches und kulturelles Doppelleben. Und dieses Doppelleben ist gekennzeichnet durch (fast) unmerkliche Übergänge und Vermischungen, aber auch durch Inkonsistenzen, Widersprüche und Brüche: Sprachbrüche, Lebensbrüche, Identitätsbrüche. Nicht zuletzt geht es um *Dissonanzen* kognitiver und emotionaler Art, mit denen man leben, irgendwie fertig werden muss: indem man sich ihnen (in unterschiedlichem Maße) stellt oder indem man sie (auch das in unterschiedlichem Grad) entweder verdrängt oder negligiert.

Bei mir handelt es sich um den (freilich privilegierten) Immigrationsfall des Hineinwachsens in eine andere Sprach- und Kulturgemeinschaft im Erwachsenenalter, wobei die starke Bindung an und Verankerung im Herkunftsland bestehen bleibt, weil es mir möglich ist (und ich mich darum bemühe), nicht nur in Norwegen, sondern auch (wenn auch eingeschränkt) in der Schweiz zu leben. Anders verhält es sich für meine Kinder: Sie sind zwar zweisprachig aufgewachsen, aber nur sehr begrenzt bikulturell. Ihr sprachliches und kulturelles Zuhause ist Norwegen; die Schweiz fungiert

für sie als - nicht besonders exotisches - Ferienland. Sie sind das, was man in der Deutschschweiz seit neuestem *Secondos* nennt; und sie machen die Erfahrung vieler Immigrantenkinder: dass sie eben, trotz ihrer Herkunft, nur noch in einer Sprache und Kultur leben, selbst wenn sie die Sprache ihrer Eltern beherrschen und ihnen deren Kultur auch nicht fremd ist. Sie leben *im* Norwegischen, aber nur *mit* dem Deutschen: keine gelebte Bilingualität im Sinne der zwei Lebensschwerpunkte.

3 Erfahrungen in der Sprachfremde

Sprachfremde: das ist zunächst einmal die fremde Sprache als Sprachbarriere - die fundamentalste Kommunikationsbarriere. Sie kann nur überwunden werden, indem man sich (in der menschlichen Kommunikation) die fremde Sprache aneignet oder einen Dolmetscher einsetzt - oder indem man sich (als Text) übersetzen lässt und sich so in der Sprachfremde zum Verstehen bringt. Mit „Sprachfremde“ beziehe ich mich aber auch auf die Fremdheit der Kultur und der Menschen, die diese fremde Sprache sprechen. Und eigenartig: Je unfremder uns die fremde Sprache mit zunehmender Sprachkenntnis wird, desto fremder wird uns - jedenfalls in einer Übergangsphase - die fremde Kultur bzw. bestimmte Aspekte dieser fremden Kultur.¹

Welches sind nun solche existentiellen Erfahrungen in der Sprachfremde? Ich führe einige Erfahrungen an, von denen ich meine, dass sie für mich selbst wichtig sind oder waren. Die neue Sprache bietet die Möglichkeit, seine Identität neu oder jedenfalls anders zu definieren, neue oder im „alten Leben“ festgefahrene oder verschüttete Erlebens- und Handlungsspielräume zu erproben. Damit verbunden ist ein neuer und oft kritischer Blick auf die alte Identität in der „alten Sprache“. Doch die Freiheit, die man im neuen Kontext erlebt (oder sich nimmt), ist nicht selten eine Art Narrenfreiheit, die ihre Grenzen hat und die einem keineswegs immer zusagt: Der Narr ist zwar frei, aber er wird auch nicht ernst genommen. Und bald einmal macht man die Erfahrung, dass man in seiner Identitätsdefinition keineswegs so frei ist, wie man zunächst annimmt, sondern dass die neue Umgebung Identität und Rollen mitdefiniert, und zwar auf der Basis von nichts anderem als dem *sprachlichen Anderssein* (das stellt sich anders dar für Menschen, die schon von ihrer äußeren Erscheinung und ihrem Auftreten her als „anders“, d.h. nicht dazugehörig, erkennbar sind). Aufgrund einiger weniger Schibbolethe gehört man nicht zur WIR-Gruppe, sondern zu „irgendwelchen“ ANDERN. Damit hängt die Erfahrung zusammen, dass ein „technischer“ Faktor wie der *Grad der Beherrschung*, d.h. der nicht perfekten Beherrschung der neuen Sprache, wichtiger Faktor bei Identitätszuschreibung und Persönlichkeitseinschätzung ist. Zu diesen Identitätszuschreibungen gehören die Stereotype, die in einem bestimmten Land mit dem „Ausländer“ generell verbunden werden, dann aber auch die Stereotype, die auf Angehörige von einzelnen Ländern/Nationen oder Ethnien zielen. Man erfährt, dass man einer durch Stereotype definierten Gruppe angehört: Selbst der unschweizerischste Schweizer ist im Ausland Schweizer. Mit diesen Stereotypen muss man sich aber - und das ganz unerwartet - auch in einem anderen Zusammenhang auseinandersetzen: Landsleute, die man im neuen Kontext trifft, kommen einem in der Tat oft „schweizerischer“ vor als Schweizer in der Schweiz; die Stereotype akzentuieren sich. Überhaupt gilt: Wer in zwei Sprachen und Kulturen lebt, erlebt die Bedeutung und die alltagsweltliche Realität von sprachlich realisierten *Stereotypen, ethischen Konzepten und Wertvorstellungen*: Stereotype, in denen Fremd- und Selbstbilder, Handlungsmaximen und Interpretationsschemata fixiert sind, deren Kenntnis (und in gewissem Grad auch deren Akzeptierung) für einen gedeihlichen Umgang mit den anderen (und mit sich selbst) unentbehrlich ist. Nicht nur kommen wir, wenn wir das Leben in seiner Differenziertheit (und auch in seiner manchmal bedrohlichen Undurchschaubarkeit) bewältigen wollen, ohne strukturierende und klassifizierende Vorurteile nicht aus, wir müssen auch akzeptieren - und damit leben -, dass viele Vorurteile (über Deutsche, Norweger, Schweizer) in ihrem Kern durchaus zutreffen.² Stereotype als Wahrnehmungs- und Urteilsmuster müssen in ihrer Ambivalenz gesehen werden, d.h. in ihrer konstruktiven wie auch - im schlimmen Fall - destruktiven Dimension.

Sich in eine zweite Sprache hineinleben: Das ist, wie gesagt, die Möglichkeit, seine Identität (wenigstens teilweise) neu zu definieren - und es ist das Privileg, neue existentielle Sprach-, Kultur- und Lebenserfahrungen zu machen. Das Leben in einer neuen Sprache kann aber auch Identitätsverlust bedeuten, oder vielleicht besser: *Identitätsunsicherheit oder -verunsicherung*, bzw. (etwas überspitzt formuliert) die Gefahr der Identität zwischen den Stühlen (eine Gefahr, die manchmal auch eine Versuchung ist). Die Fremdheitserfahrungen *in* und *mit* der alten, aber auch der neuen Sprache resultieren in *sprachlicher Selbstbeobachtung* und einer metasprachlichen Bewusstheit, die manchmal geradezu kommunikationsstörend sein können. Diese Selbstbeobachtung hängt auch damit zusammen, dass für den Erwerb einer neuen Sprache im Erwachsenenalter kennzeichnend ist, dass individuell höchst unterschiedliche Niveaus der Sprachbeherrschung erreicht werden - und das bei Menschen, deren „Zugang“ zur neuen Sprache qualitativ und quantitativ durchaus vergleichbar ist. Die sprachliche Progression verlangsamt sich und kommt, wenn vielleicht auch nicht auf allen linguistischen Ebenen, zum Abschluss: Es handelt sich um das Phänomen der *Fossilisierung* eines bestimmten Sprachstandes. Der Aufwand, der betrieben werden müsste, um die Sprachbeherrschung zu verbessern, wird (bewusst oder unbewusst) als zu groß eingeschätzt im Hinblick auf die erreichbaren Resultate. Man richtet sich in seiner sprachlichen „Unvollkommenheit“ ein; ja, diese Unvollkommenheit wird zu einem - keineswegs immer erwünschten - Persönlichkeitsmerkmal; und das mit all den damit verbundenen Konsequenzen („jetzt lebt er schon so lange in Norwegen und hat immer noch nicht gelernt ...“). Und: So perfekt (in der eigenen Einschätzung) man die neue Lebenssprache auch beherrschen mag: Es gibt unausgleichbare und unaufholbare Defizite. Es fehlen nämlich zwei *Altersstufen des Spracherwerbs*: Die Sprache der Kindheit und die der Jugend. Man wächst in eine Wortwelt hinein, der wichtige Bedeutungssedimente fehlen. Fossilisierungserscheinungen in der neuen Sprache haben ihr Gegenstück in Stagnation oder gar *Rückbildung der Sprachkompetenz in der ersten Sprache*. Die Erfahrungen, die man in diesem Zusammenhang macht, sind manchmal bedrückend - wie verarbeitet man sie psychisch und im Alltagsleben? Überspitzt formuliert geht es um das Schreckgespenst der Halbsprachlichkeit - oder eben: Erfahrungen der Sprachfremde nicht nur in der neuen Sprache, sondern auch in der Muttersprache.³

4 Overt und covert Bilingualität, overt und covert Übersetzung

Ausgeglichene gelebte Bilingualität dürfte der Ausnahmefall sein: Bilingualität und Bikulturalität sind beim Individuum in der Regel nicht gleichmäßig verteilt; die zwei Lebensschwerpunkte sind weder absolut getrennt noch in allen Lebensbereichen gleich besetzt. Den zwei Sprachen und den zwei Leben sind *unterschiedliche Kommunikationsformen und kulturelle Präferenzen* zugeordnet. Man lebt nicht in allen Lebens-, Denk- und Gefühlsbereichen in den beiden Sprachwelten: in seiner Körpersprache, in der Sprache der Höflichkeit, in den sprachlichen und nicht-sprachlichen Ausdrucksformen der Emotionalität etwa passt man sich nicht (oder sehr lange nicht) oder nur partiell an. Gewiss, in Norwegen bin ich in vielen meiner Äußerungsformen norwegisch; es gibt aber immer (aber auch das abhängig von der Situation und unterschiedlich ausgeprägt) Reservate nicht-norwegischer Verhaltensweisen: Interferenzen, die mir zum Teil bewusst, oft aber ganz unbewusst sind. Im Blick auf diese Präferenzen kommt es zu Dissonanzen, manchmal zu Zerreißproben. Man wird mit Erklärungs- und Rechtfertigungszwängen bzw. -nöten konfrontiert; man scheitert nicht selten an der Vermittlungsaufgabe. Der geschärfte analytisch-kritische Blick auf beide Welten gestaltet das Leben nicht unbedingt leichter. Wie verschieden die Kommunikationsformen sind, manifestiert sich nicht zuletzt im familiären Bereich, wo im Alltagsleben mit Kindern, Stiefkindern, Schwiegereltern, Geschwistern usw. die Sprach- und Lebensbereiche miteinander verzahnt sind. Kulturelle Divergenzen treffen unvermittelt und ungeregt aufeinander, Regeln müssen sich ad hoc etablieren. Und da die Regeln nicht selten widersprüchlich sind, kommt es zu Konflikten.

Mag sein, dass es die beiden Extremfälle tatsächlich gibt: Auf der einen Seite den im neuen Kontext absolut an- und eingepassten Menschen, bei dem sprachlich und kulturell nicht zu erkennen ist, dass er ursprünglich aus einem anderen Sprachleben stammt und auch noch ein anderes Sprachleben führt: Man könnte in diesem Fall von *coverter Bilingualität* sprechen. Und auf der anderen Seite der Immigrant, der auch nach Jahrzehnten zwar *mit*, aber nicht eigentlich *in* der neuen Sprache lebt - *overt Bilingualität*. Das ist aber eine idealtypische Unterscheidung, die an der Lebenspraxis gelebter Bilingualität vorbeigeht: Diese ist gekennzeichnet durch (mehr oder weniger geglückte, mehr oder weniger missglückte) Kompromisse, durch die Notwendigkeit des ständigen Aushandelns von Gleichgewicht in einem Doppelleben, das doch nur von *einer* Person gelebt wird. Dieses Aushandeln, dieses Austarieren eines Gleichgewichts ist auch die Herausforderung der Übersetzung, die in der Regel weder *overt* noch *covert* ist, sondern irgendwo dazwischen - manchmal und in bestimmten sprachlichen oder kulturellen Bereichen näher beim Pol *overt*, manchmal näher beim Gegenpol *covert* - Juliane House (1997) spricht von einem *covert-overt-Kontinuum*, allerdings mit „clear-cut endpoints marking texts that unambiguously call for an *overt* or a *covert* translation“ (House 1997: 77). Wir kennen alle die *overt-covert*-Unterscheidung von Juliane House; sie sei kurz in Erinnerung gerufen, kommentiert und auf mein Thema bezogen.

In der *overten Übersetzung* wird der Originaltext gleichsam „zitiert“: „*Overt translation is thus similar to a citation or quotation*“ (a.a.O.: 112). Der Übersetzer setzt sich mit dieser Methode das Ziel, „to allow persons in the target culture to gain access to the source text and its cultural impact on source culture persons, the translator puts target culture members in a position to observe, be worked upon and evaluate the original text’s function as members of the target culture“ (a.a.O.: 112). Ich kann mir als Extremfall das wörtliche Zitieren vorstellen: AS-Textelemente werden nicht übersetzt, sondern als fremdsprachliche Zitate übernommen (sie müssen dann in Fußnoten oder Textzusätzen erklärt werden). In einem weniger absoluten Sinn werden nicht nur der AS-Textinhalt in seiner kulturellen Verankerung in der AS-Linguakultur mit ZS-Mitteln für ZS-Leser wiedergegeben (der ZS-Leser wird zum AS-Text geführt), sondern die AS wird in der ZS und für den ZS-Leser mit Mitteln der ZS nachgeahmt, indem AS-Strukturen mehr oder weniger norm-, vielleicht sogar systemwidrig in der ZS nachvollzogen werden: Walter Benjamins (1923: 166) „durchscheinende“ Übersetzung, Friedrich Schleiermachers (1813: 55) „verfremdende“ Übersetzungsmethode, die charakterisiert ist durch eine „Haltung der Sprache“, „die nicht nur nicht alltäglich ist, sondern die auch ahnden lässt, dass sie nicht ganz frei gewachsen, vielmehr zu einer fremden Ähnlichkeit hinübergebogen sei“. Eine solche Übersetzungshaltung kann im Extremfall Unverständlichkeit(en) zur Folge haben, Widerstand und Ablehnung beim ZS-Leser auslösen. Sie macht es jedenfalls dem Leser nicht leicht - so wie es Menschen, die in der Sprachfremde ihre Fremdheit bewahren, ihrer Umgebung nicht leicht machen, jedenfalls mehr verlangen als im Falle der *Covertheit*. Aber es gilt auch, dass die *overt* Übersetzung (dies natürlich nur, wenn sie gelungen ist) beiträgt zur sprachlichen und kulturellen Entwicklung - innovative Übersetzungen haben einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der deutschen Literatursprache geleistet. Sprachlich verfremdende, durchscheinende Übersetzungen: Fast bin ich versucht, Juliane House vorzuschlagen, in ihrem Modell neben dem kulturellen auch noch einen *sprachlich-stilistischen Filter* anzusetzen: einen Filter, der im Fall der verdeutschenden Übersetzung voll, im Fall der verfremdenden Übersetzung nur in abgestuftem Maße wirksam ist. Auch hier handelt es sich indessen um eine idealtypische Unterscheidung: Verdeutschen und Verfremden liegen in einem Kontinuum, wobei erst noch zwischen den verschiedenen linguistischen Ebenen zu unterscheiden ist: Lexik, Syntagmatik, Satzsyntax, satzübergreifende Strukturen, Text (Walter Benjamin fordert vor allem „Wörtlichkeit in der Übertragung der Syntax“). Die *overt* Übersetzung versucht, in zwei Sprachwelten zugleich zu leben. Wenn sie die Aufgabe der Übersetzung, nämlich ZS-Rezipienten den AS-Text zu vermitteln, erfüllen will, muss sie auf die Bedingungen des zielsprachlichen kommunikativen Zusammenhangs eingestellt werden. Mit anderen Worten muss auch die *overt* Übersetzung eine *coverte* Dimension haben, wenn sie als Übersetzung gelingen soll. Und gilt das

nicht auch für Immigranten? Damit man in der neuen Sprach- und Lebenswelt funktionieren kann, ist ein Minimum nicht nur an sprachlicher, sondern auch soziokultureller An- und Einpassung notwendig.

Anders der *covert* übersetzte Text: „A *covert* translation operates quite ‘overtly’ in the different frame and discourse world provided in the target linguaculture without wishing to coactivate the discourse world in which the original had unfolded“ (House 1997: 114). (Man beachte, dass in diesem Zitat die Übersetzung, der Text selbst, handelt und Wünsche verwirklicht; nicht nur der Mensch, auch der Text *lebt* in der Sprachfremde.) Die *coverte* Übersetzung liest sich wie ein Original; der *coverte* Immigrant bewegt sich in der anderen Linguakultur wie wenn er Einheimischer wäre: der pflegeleichte Fall, Wunschtraum der Politiker. Noch einmal Juliane House: „The translator’s task is, in a sense, to cheat, and to be hidden behind his feat, the transmutation of the original. The *cultural filter* he employs is so skillfully integrated into the fabric of the text that the seams do not show“ (a.a.O.: 114). Kann man aus diesen Worten nicht die Andeutung eines Vorbehalts gegenüber dieser Methode - jedenfalls wenn sie extrem angewendet wird - herauslesen: dass nämlich der AS-Text nicht mehr übersetzt, sondern bearbeitet wird, dass es sich nicht mehr um eine „*covert translation*“, sondern um eine „*covert version*“ handelt? Genau so wie uns allzu *coverte* Immigranten manchmal fast etwas unheimlich sind: Können solche Verwandlungen, solche Anpassungen echt sein, geht das ohne innere und äußere Verkrümmungen ab, wenn man Person und Persönlichkeit so radikal verändern kann? „The translator’s task is, in a sense, to cheat“ - ein bisschen und wirklich nur von Ferne erinnert das an das harte Urteil Schleiermachers (1813), „das Ziel, so zu übersezen wie der Verfasser in der Sprache der Uebersezung selbst würde ursprünglich geschrieben haben, ist nicht nur unerreichbar, sondern es ist auch in sich nichtig und leer“ (Schleiermacher 1813: 60) - Schleiermacher spricht gar von einem „Werk der Lüsternheit und des Uebermuthes“ (a.a.O.: 67). Aber wohl verstanden - und ich korrigiere mich: Schleiermacher handelt in diesem Zusammenhang nicht von der Übersetzung pragmatischer Texte (Texten des „Geschäftslebens“), sondern ausschließlich von philosophischen und poetischen Texten - und diese sind, wie Juliane House betont, als „Spezialfall“ (House 1997: 113) zu betrachten.

5 Filter und Kontinuum

Für den Extremfall des absolut *coverten* Einwanderers kann folgende Aussage eines Informanten aus meinen Interviews mit Deutschen in der Deutschschweiz stehen: „Ich habe mich eigentlich hundertprozentig der schweizerischen Lebensweise angepasst. Unter Lebensweise verstehe ich auch das Denken, und nicht nur Essengewohnheiten. Es hat sicher Veränderungen gegeben, die ich durchgemacht habe. Das ist da das Positivste“ (Koller 1992: 146). Das ist Anpassung bis in die tiefsten Schichten; die damit verbundenen Veränderungen werden als positiv beurteilt. Man pflegt in diesem Zusammenhang von Assimilation im Sinne von *Akkulturation* zu sprechen; diese ist gekennzeichnet durch „the gradual loss by newly arrived immigrants (or members of a minority group within a society) of their distinctive cultural characteristics, and the adoption of the cultural traits and social patterns of another (usually the dominant, majority) group“ (Maltitz 1975: xi). In diesem Fall ist der *kulturelle Filter* in höchstem Maße wirksam: Wir haben es mit dem assimilierten oder akkulturierten Immigranten, der assimilierenden oder akkulturierenden Übersetzung zu tun. Dabei kann man sich durchaus vorstellen, dass der sprachliche Filter wegen Fossilisierungen nicht hundertprozentig wirksam ist: ein Argument dafür, dass zwischen kulturellem und sprachlichem Filter, zwischen sprachlich-stilistisch *coverter* oder *overter* und kulturell *coverter* oder *overter* Übersetzung unterschieden werden sollte.

Auf der anderen Seite der in der Sprachfremde integrierte, aber nicht assimiliert-akkulturierte Einwanderer, bzw. der integrierte Text: die *overt* Übersetzung, die ja - wie schon angesprochen - eine unterschiedlich ausgeprägte *coverte* Dimension haben muss, wenn sie in der Sprachfremde funktionieren soll.⁴ Auch hier das Kontinuum: die Filter sprachlicher und kultureller Art, die beim

Übersetzen eingesetzt werden, sind von unterschiedlicher Durchlässigkeit. Diese Durchlässigkeit ist abhängig von einer ganzen Reihe von Faktoren: der Textsorte - erinnert sei an Juliane Houses „Spezialfall“ der literarischen Übersetzung -, der linguistischen Ebene - Lexik, Syntagmatik, Syntax, Text, Pragmatik -, den Verstehensvoraussetzungen der intendierten Rezipienten, Zweckbestimmung und -vorgaben von Ausgangstext und Übersetzung. Um doch noch ein Beispiel zu bringen: Schaut man sich etwa die deutschen Übersetzungen der Kriminalromane von Henning Mankell an, so wird die im Schwedischen allgemein übliche und unmarkierte *du*-Anrede ersetzt durch die Anredeformen *du/Sie*, die sich an den Gegebenheiten im deutschsprachigen Kulturraum orientieren: Kultureller und sprachlicher Filter sind wirksam. Die Anwendung dieser Filter zwingt den Übersetzer aber immer wieder zu Entscheidungen, die im Originaltext nicht oder jedenfalls nicht eindeutig angelegt sind. Auf der anderen Seite bleibt das schwedische kulturelle Kolorit in vielen Bereichen durchaus bestehen: Der kulturelle Filter kommt nicht zur Anwendung. Sieht man sich Dialogpartien an, zeigt sich, dass sie (mit) geprägt sind vom schwedischen Sprach- und Sprechstil der Vorlage: Der sprachliche Filter wird nicht hundertprozentig eingesetzt.

6 Schluss

Menschen leben in der Sprachfremde zwischen den Polen *overt* und *covert*. Dasselbe gilt auch für Übersetzungen - nur entscheiden sich zu übersetzende Texte nicht selbst, wo und wie sie sich in der zielsprachlichen Linguakultur ansiedeln wollen, sondern das tut der Übersetzer. Diese Entscheidungen sind in der Regel definitiv, nicht korrigierbar, für den Durchschnittsleser auch nicht überprüfbar. Neu- oder Mehrfachübersetzungen stellen die Ausnahme dar. Umso wichtiger ist die Übersetzungskritik - und die Bereitstellung eines wissenschaftlichen Instrumentariums für diese Kritik (unnötig, hier noch einmal auf die Arbeiten von Juliane House hinzuweisen). Beim Menschen in der Sprachfremde geht es um das Reflektieren, das selbst- und gesellschaftskritische Überdenken der eigenen Sprachbiographie. Die Wissenschaft hätte die Aufgabe, Sprachbiographien systematisch zu erheben und zu analysieren: Sprachbiographien, die nicht nur der „sprachtechnischen“ Frage nachgehen, wie und wie gut man sich neue Sprache aneignet, sondern wie man sich in der fremden Linguakultur sprachlich, sozial, emotional zurechtfindet. Im Falle der gelebten Bilingualität: wie man sich in den zwei Sprachleben, mit und in den zwei Lebenssprachen einrichtet.⁵

Bei Menschen und Texten in der Sprachfremde spielen kultureller und sprachlich-stilistischer Filter eine wichtige Rolle. Bei beiden können - im Extremfall - diese Filter so stark zum Einsatz kommen, dass die Spuren der Herkunft in einer anderen Linguakultur völlig verwischt werden. Im anderen Extremfall leben Mensch und Text als Zitate ihrer selbst, als eigentliche Fremdkörper in der anderen Linguakultur, in der Sprachfremde. Für ein fruchtbares Leben und Überleben müssen sich Menschen und Texte um ein - oft fragiles, auch anstrengendes, sich veränderndes - Gleichgewicht bemühen. Dass dieses Gleichgewicht für unterschiedliche Texte/Textsorten und für unterschiedliche Menschen verschieden aussieht, versteht sich von selbst. Allein und alle selig machende Rezepte gibt es nicht.

Bibliografie

- Benjamin, W. 1923. Die Aufgabe des Übersetzers. In H. J. Störig. (ed), *Das Problem des Übersetzens*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1973. (Wege der Forschung 8), 156-169.
- Elwert, W. Th. 1973 [1959]. Das zweisprachige Individuum. Ein Selbstzeugnis. In W. Th. Elwert, *Das zweisprachige Individuum und andere Aufsätze zur romanischen und allgemeinen Sprachwissenschaft*. Wiesbaden: Steiner (W. Th. E., Studien zu den romanischen Sprachen und Literaturen VI), 1-80.
- Holtus, G. & Kramer, J. (eds). 1991. *Das zweisprachige Individuum und die Mehrsprachigkeit in der*

- Gesellschaft*. Wilhelm Theodor Elwert zum 85. Geburtstag, Stuttgart: Steiner.
- House, J. 1997. *Translation Quality Assessment*. A Model Revisited. Tübingen: Narr. (Tübinger Beiträge zur Linguistik 410).
- Hyltenstam, K. & Stroud, Ch. 1993. Second language regression in Alzheimer's dementia. In K. Hyltenstam & Å. Viberg. (eds), *Progression & regression in language*. Sociocultural, neuropsychological, & linguistic perspectives. Cambridge: Cambridge University Press, 222-242.
- Koller, W. 1992. *Deutsche in der Deutschschweiz*. Eine sprachsoziologische Untersuchung. Mit einem Beitrag von Heinrich Hänger. Aarau et al.: Sauerländer. (Reihe Sprachlandschaft 10).
- Koller, W. 1998. Stereotypes and Stereotype. Sozialpsychologische und linguistische Aspekte. *Muttersprache* 108, 38-53.
- Maltitz, F. W. von. 1975. *Living and learning in two languages*. Bilingual-bicultural education in the United States. New York: McGraw-Hill.
- Schleiermacher, F. 1813. Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens. In H. J. Störig. (ed), *Das Problem des Übersetzens* (2nd ed.). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1973. (Wege der Forschung 8), 38-70.

¹ Bei meinen Interviews mit Deutschen, die sich im Erwachsenenalter in der Deutschschweiz niedergelassen haben, zeigte sich, dass viele von ihnen mit der Vorstellung in die Schweiz kamen, weder sprachlich noch sozial „anders“ zu sein. Je mehr sie sich aber der Sprachfremde des Schweizerdeutschen aussetzten, desto mehr Widersprüche und Inkongruenzen wurden sichtbar, erfahren und erlebt: etwa zwischen dem Bild, das sie sich von sich selbst machen, und dem Bild, das sich die Deutschschweizer von ihnen, ihrer Sprache und ihrer Lebensweise machen. Dazu die Aussage einer Informantin aus meinen Interviews (Koller 1992: 52): „Deutsche sind größer. Sie haben mehr Zivilcourage. Eine Freundin von mir, Schweizerin durch Heirat, hat folgendes erlebt: Da war in ihrem Sechsfamilienhaus eine Abwartin [Hausmeisterin], die hat sich zuviel erlaubt, sie hat z.B. Kinderbesuche verboten. Da kam eine andere Nachbarin und sagte zu ihr: ‚Könnten nicht Sie reklamieren?‘ Da sagt sie: ‚Aber ich red ja nicht einmal schweizerdeutsch - warum denn ich?‘ Und da sagt diese Nachbarin: ‚Wir machen uns nicht gern unbeliebt. Sie können das besser‘. Deutsche schütten gern das Kind mit dem Bade aus.“

² Selbstverständlich rede ich hier nicht von rassistischen, diskriminierenden und menschenverachtenden Stereotypen, symbolischen Handlungen und Äußerungen. Ohne Zweifel bewege ich mich auf dem Glatteis politischer und moralischer Korrektheit. Denn aufklärerisch-pädagogische Konzepte in der Stereotypenforschung gehen bekanntlich davon aus, dass sich in Stereotypen grundsätzlich *unzulässig* verallgemeinernde Vorurteile niederschlagen, die nicht nur falsch, sondern - jedenfalls wenn es sich um negative Stereotype handelt (positive Stereotype lässt man sich dagegen ganz gerne gefallen) - gefährlich sind. S. dazu Koller (1998).

³ Wer in zwei Sprachen lebt, beschäftigt sich vielleicht besser nicht mit Untersuchungen zu altersdementen Bilingualen: das sind beängstigende Perspektiven, und zwar was sowohl den sprachlichen als auch den sozialen Aspekt angeht (s. dazu Hyltenstam & Stroud 1993).

⁴ Unter den 100 Deutschen meiner Untersuchung gibt es einige wenige, die von sich behaupten, dass sie in der Deutschschweiz auch nach vielen Jahren an ihrer „deutschen“, zuerst erworbenen sozialen und persönlichen Identität festhalten und in der Deutschschweiz genau so leben wie in Deutschland. Und: dass sie konsequent bei ihrem deutschen Sprachgebrauch bleiben. Bei genauerem Zusehen trifft das aber nicht zu: Selbst der sprachlich „deutsche“ Deutsche bemüht sich um Schweizerdeutsch, wenn er mit einem schweizerischen Kind spricht, von dem er annimmt, dass es sein Hochdeutsch nicht versteht. Und umgekehrt spricht auch der „verschweizerte“ Deutsche mit anderen Deutschen, von denen er annimmt, dass sie mit dem Dialekt Schwierigkeiten haben, Standardsprache - dies im Unterschied zu gar nicht so wenigen Schweizern, die auch in dieser Situation beim Dialekt bleiben und es in Kauf nehmen, nicht oder nur rudimentär verstanden zu werden. Zieht man noch andere sprachliche und soziale Variablen heran, ergibt sich ein komplexes Bild bezüglich des assimilatorischen bzw. integrativen Verhaltens. Menschen sind nun einmal komplexe Wesen mit komplexen und auch widersprüchlichen Verhaltensweisen in ihrem sozialen, kulturellen und sprachlichen Leben.

⁵ Der „sprachtechnische“ Aspekt steht im Vordergrund der wenigen Sprachbiographien, die mir bekannt sind (Holtus & Kramer 1991); die von mir angesprochenen Spracherfahrungen werden darin nicht oder nur ganz am Rande thematisiert. Das gilt auch für Elwerts 80-seitiges „Selbstzeugnis“ (1973 [1959]), in dem er sich als

„erfolgreichen Bilingualen“ darstellt - erfolgreich, weil es ihm gelungen sei, seine Sprachen (seine Muttersprachen) perfekt zu beherrschen und alles (insbesondere in der Aussprache) auszumerzen, was ihn als Nicht-Muttersprachler erkennbar, „auffällig“, „privat“ machen könnte. Sprache erscheint als bloßes Werkzeug; was mit einer tieferen kognitiven, emotionalen, bewusstseinsmäßigen Sprachdimension zu tun hat, wird als „unwissenschaftlich“, laienhaft und muttersprachmystifizierend („Sentimentalitäten über die 'Muttersprache'“) abgetan. Substantiell-existentielle Aussagen zum Sprachleben (und -leiden) in der Bilingualität findet man dagegen bei Schriftstellern; genannt seien hier nur Paul Celan, Elias Canetti und Klaus Mann. Hingewiesen sei auf das immer noch lesenswerte Buch von F. C. Weiskopf, *Unter fremden Himmeln. Ein Abriss der deutschen Literatur im Exil 1933-1947* (Berlin 1948, Neuauflage 1981).

Edmondson, Willis. (2003). In Praise of Misunderstanding. Or: on Obeving the House-Rules. Baumgarten, Nicole/Böttger, Claudia/Motz, Markus/Probst, Julia (eds.), Übersetzen, Interkulturelle Kommunikation, Spracherwerb und Sprachvermittlung - das Leben mit mehreren Sprachen. Festschrift für Juliane House zum 60. Geburtstag. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* [Online], 8(2/3), 6-14.

Verfügbar: <http://www.ualberta.ca/~german/ejournal/Koller.pdf>.